

# Die Mauer. 1961-1989

## Eine quellenkundliche Polemik

„Wie die andere, ist auch die Geschichte der Literatur voll von Rätseln.“

Jorge Louis Borges: *Quevedo*

Wie das Leben mit der Mauer war: Auf diese Frage antwortete Elke Erb, schon zu Zeiten der DDR eine bekannte Lyrikerin, mit dem Hinweis auf die vielen *anderen* Mauern: „Haben wir nicht alle in unserem Leben es mit Mauern zu tun? Mit den Mauern der geschlechtlichen Identität und der Hautfarbe, den Mauern aus Besitz und Klasse? Und ist es nicht genauso schwer, diese Mauern zu überqueren, wie es für die DDR Bewohner schwer gewesen ist, *ihre* Mauer zu überwinden“? Die Mauer scheint demnach ein Stück „Normalität“ zu sein.

Normalität ist mit Blick auf die DDR immer eine besondere Normalität. Stets agierte man auf einem Terrain der großen Fragen und bedeutungsschweren Gegenstände. Es gab die „Deutsche Frage“, den „Wettkampf der Systeme“, das „kulturelle Erbe“ als Streit über den rechtmäßigen Nachfolger der humanistischen Tradition, und es gab das Rätsel der „Einen Nation mit den zwei Literaturen“. Wer all dem folgte, sah sich alsbald inmitten von Politik, Moral und Macht - und aus Geschichte wurde Geschichtsphilosophie, aus Bildung Didaktik, aus Philosophie Ideologie, aus Kunst Kulturmetaphysik und aus Soziologie der Systemvergleich. Hier durfte, hier mußte man spekulativ sein. Woher kommt diese Neigung zur weitausgreifenden Interpretation? Es fällt auf, daß sie die Geschichte der Mauer bereits von Anfang an begleitet. „Schon wenige Tage nach dem 13. August 1961“ - das ist der Tag, an dem die Mauer gebaut worden ist - „haben die Schriftsteller Wolfdietrich Schnurre und Günter Grass einen offenen Brief an den „Deutschen Schriftstellerverband“ in Ost-Berlin gerichtet, in dem sie ihre Kollegen von drüben aufforderten, 'das Unrecht vom 13. August beim Namen zu nennen [...] Wer schweigt, wird schuldig.'“<sup>2</sup>

Ohne Zweifel handelt es sich um einen Rede-Imperativ mit Folgen. Schon in kurzer Zeit sprach man weniger von der Mauer als von ihrem „Symbolcharakter“. Mehr noch: Dieser Topos schien bald untrennbar mit der Mauer verbunden - bis hin zur Ununterscheidbarkeit. Bis heute dominiert ein Sprechen in Metaphern und Sinnbildern. Problematisch ist beim Thema der *Mauer* nicht der Griff zur Symbolik. Problematisch ist, daß dieser Griff immer schon „selbstverständlich“ sein soll. Er ist normal, bis in einen Habitus hinein, und ist daher nur selten aufgefallen: „Nachdem der erste Schrecken

vorbei war“ - so Peter Schneider in der Erzählung „Der Mauerspringer“ von 1982 - „verdünnte sich das massive Ding im Bewußtsein der Westdeutschen immer mehr zur Metapher.“<sup>3</sup>

Auch im Osten sprach man, wenn es auf die Mauer kam, von *etwas anderem*. Hier war sogar das Wort „Mauer“ für die „Staatsgrenze West“ tabu. Angeblich war bis in die 80er Jahre hinein jede direkte Benennung ein Fall für den Zensor. Man glaubte die *Mauer* vermeiden zu können, indem man ihre sachgenaue Benennung unterdrückte. Doch zugleich schien man sich nicht sicher, ob die zwangsweise Umgehung faktischer Realität auch leistete, was die Zensur versprach. Parallel gab es daher auch auf der anderen Seite der Mauer den „Symbolcharakter“ und das „Interpretationszwangsklima“. Man sprach dann z.B. von „Staatsgrenze“ und „Sperrgebiet“ - so wie Erich Honecker in einem Interview von 1974: „Was Sie Mauer nennen, sind militärische Sperrgebiete, die durch unsere Grenzsoldaten überwacht werden.“<sup>4</sup>

Wenn dieser Befund einer „immer weiter zunehmenden Neigung zur Metapher“<sup>5</sup> zutrifft, stellt sich die Frage nach den Gründen. Ich votiere in meinem *literaturwissenschaftlichen* Beitrag für die These, daß der Tendenz zur Metaphorisierung ein generelles *Leseproblem* zugrundeliegt: Im reflexhaften Griff zur „tieferen Bedeutung“ werden Interpretationen auf Interpretationen gesetzt, auch dann, wenn es an der Deckung durch eine realistische Wirklichkeit fehlt. Wenn Deutungen auf Deutungen reagieren, dann braucht es zur Unterbrechung dieses Zirkels eine *Quelle*. An der Quelle ist das Wasser noch klar, so die lesekundliche Maxime schon aus den Zeiten der humanistischen Philologen. Ich setze im folgenden *die Mauer* - vielleicht sollte man der Klarheit wegen sagen: die Mauer *selbst* - in die lektüretechnische Funktion einer Quelle ein. Ziel sind dann nicht länger die kanonischen Bedeutungen der Mauer, die zusammen ihren „Symbolcharakter“ ausmachen und die Mauer als eine *abgeleitete Realität* erscheinen lassen. Der Blick geht in die *entgegengesetzte* Richtung. Allerdings betrifft diese Umgewichtung nur die Richtung: *ad fontes*. Eine ursprüngliche Bedeutung ist nicht einmal eine Hoffnung. Sie ist von der Sache her definitiv ausgeschlossen.

Um die *Mauer* als Quelle zu nutzen, braucht es *Quellenkritik* oder *Quellenkunde*. Als ein genuin philologisches Verfahren ist sie unvoreingenommen

gegenüber ihrem Material. Sie lehnt es ab, ein Vorgefundenes möglichst reibungslos in eine bereits kursierende Bedeutung einzupassen. Bevor der Schritt zur Interpretation getan werden kann, muß die Lage der *Mauer* im Raum, muß ihre architektonische und konstruktive Gegenständlichkeit möglichst exakt erfaßt werden. Als topographische wie manuskriptförmige Quelle sind beide - und darauf kommt es an - nicht auf Bedeutung hin durchsichtig. Passend zur *Hermeneutik der Quelle* findet sich im Lexikon unter dem Eintrag "Mauer" die wörtliche Bestimmung, daß das Phänomen auch ein 'schwerwiegendes Hindernis' sei. Wie dieser Widerstand beschaffen ist, zeigt schon jene quantitativ-statistische Betrachtung, wie die Bauwerke uns ohnehin nahelegen. Auch die Berliner Mauer wird als physisches Objekt, als *Realie*, wie der vergessene Begriff aus der Philologie dafür lautet, in exakten Zahlen *konkret*:

Gesamtlänge: 155 Kilometer; davon 37 Kilometer durch Wohngebiete; 106 Kilometer Betonplattenwände mit Rohraufgabe; abgestützt auf einen 1,80 Meter breiten Sockel, beidseitig tief im Boden eingelassen; durchschnittliche Höhe: zwischen 3,80 bis 4,20 Meter; das alles als Teil einer Sperrgrenze von 1393 km Länge, mit 713 Beobachtungstürmen, 835 Erdbunkern und 88 km Hundelaufanlagen.

Diese Zahlen sind ein Anfang. Die quellenkritische Autopsie bleibt nicht bei den ersten Längen- und Höhenmaßen, bei Wandstärken und Stacheldrahtkilometern stehen. In ihrer *genauen Beschreibung* des Objekts löst sich die erste Gegenständlichkeit in eine komplexere Struktur auf: Auch die *Mauer* zeigt sich bei näherem Hinsehen als ein kompliziertes System sehr vieler aufeinander abgestimmter Bestandteile - die sich zudem noch in ständiger Bewegung befinden, da die Mauer immer weiter perfektioniert werden sollte. Additive Detailgenauigkeit allein wird dieser Realie nicht gerecht. Ihre vielleicht entscheidende Eigenschaft ist so nicht - oder nur sehr unvollkommen - erfaßt. Aus der Sicht der deskriptiven Statistik handelt es sich dabei nur um eine Wahrscheinlichkeit: Wer sich der Mauer von der falschen Seite - oder überhaupt auf eine für die Wächter verdächtige Weise - näherte, mußte damit rechnen, erschossen zu werden. Und diese hohe Wahrscheinlichkeit galt nahezu für die gesamte Zeit, in der die Mauer gestanden hat, mindestens vom 24. August 1961, der ersten Erschießung, bis zum 5. Februar 1989, der letzten.<sup>6</sup> Zur konkreten Objektqualität der Mauer zählt auch die tödliche Gefahr, die von ihr ausgegangen ist und 80 Menschenleben - es gibt unterschiedliche Zahlen - gekostet hat. Ohne diese Gefährlichkeit ist eine Vorstellung von der *besonderen* Präsenz der Mauer hinfällig. Auf die Frage der Methode zurückgewendet: Die Realien-Kunde muß über die auflistende Autopsie hinaus auch die

gesteigerte Anwesenheit ihres Gegenstands berücksichtigen. Kürzer: sie muß sich dem Problem der *Präsenz* stellen.

Daß die Mauer eine singuläre Gegenwart vermittelte, bestreitet kaum jemand, der einmal vor ihr gestanden hat. Doch wie teilt sich physische Präsenz mit? Man wird sich dem Paradox einer kommunikativ zu fassenden Präsenz nur auf indirekten Wegen nähern können. Ob dafür die Kommunikationswissenschaft eine Hilfe sein kann, ist zweifelhaft. Mehr zu erwarten ist dagegen von der Literatur. Sie gilt seit langem als versiert im indirekten Sprechen. Vielleicht könnte ihr auch *hier* gelingen, *die Dinge selbst sprechen zu lassen* - auch wenn dies eine eigentlich unmögliche Aufgabe ist.

Aus dem Archiv der Literatur stammt jedenfalls der folgende Fund, ein Notizbucheintrag von Daniil Charms. Obschon lange vor dem Bau der Berliner Mauer geschrieben, formuliert er Grundsätzliches. Es handelt sich weniger um einen kuriosen Vorläufer als um ein *Lehrgedicht* über die Mauer:

„Ein Ingenieur hatte sich zum Ziel gesetzt, quer durch Petersburg eine riesige Mauer aus Ziegelsteinen zu bauen. Er zerbricht sich den Kopf, wie das zu machen sei, kann nächtelang nicht schlafen und überlegt. Nach und nach bildet sich ein Kreis von Denkern und Ingenieuren, ein Plan zum Bau der Mauer wird erarbeitet. Beschlossen wurde, die Mauer nachts zu bauen, aber so, daß sie binnen einer Nacht gebaut werden sollte, damit sie für alle eine Überraschung werden würde. Arbeiter werden zusammengerufen, die Aufteilung wird vorgenommen. Den städtischen Behörden wird Sand in die Augen gestreut, und schließlich ist die Nacht gekommen, in der die Mauer gebaut werden soll. In den Plan des Mauerbaus sind nur vier Mann eingeweiht. Die Bauarbeiter und Ingenieure erhalten genaue Anweisungen, wer wo zu stehen hat und was zu tun ist. Dank genauester Berechnung gelingt es, die Mauer innerhalb einer Nacht zu bauen. Am anderen Tag herrscht in Petersburg heillose Verwirrung. Auch der Erfinder der Mauer ist niedergeschlagen. Er wußte nämlich selbst nicht, wozu die Mauer dienen sollte.“<sup>7</sup>

Das Gedankenexperiment nimmt den späteren Bau auf verblüffend genaue Weise vorweg - auch in Berlin kam es auf das Überraschungsmoment an, auch hier sollte alles in einer Nacht passiert sein, und auch damals wurde den Behörden *im anderen Teil der Stadt* Sand in die Augen gestreut. Aber wie steht es mit der Schlußpointe der St.Petersburger Geschichte? In Berlin, so heißt es allgemein, sei die Mauer eine sorgfältig kalkulierte Maßnahme gewesen. Es mußte gehandelt werden: Die DDR verlor damals Tag für Tag Arbeitskräfte in Richtung Westen. Eigentlich hat es, so hieß es *beiderseits* der Mauer, keine Alternative

gegeben: Die DDR hätte so nicht überleben können, und dann wäre auch das prekäre Gleichgewicht der Siegermächte gekippt. Und hat die Mauer nicht in der Tat ihren Zweck erfüllt? Hat sie nicht die Verhältnisse stabilisiert und eine fatale Konfrontation der Großmächte verhindert? Doch diese *offensichtliche Sicht der Dinge*, die zugleich den Lauf der Weltgeschichte und das rationale Zweckkalkül für sich in Anspruch nimmt, steht und fällt mit der Behauptung eines „Sachzwangs“. Ohne ihn gäbe es nicht das Monopol der offensichtlichen Begründung. Kann man sicher sein, daß es dabei sich nicht doch nur um eine rhetorische Figur handelt? Eine Figur, die heute stärkste Überzeugungskraft besitzt und sich gleichwohl im nachhinein oft genug nur als Begründungs-*legende* erwiesen hat? Auch die Erbauer der Berliner Mauer waren nicht die souveränen Herren ihrer Schöpfung. Am Ende war der „Sachzwang“ nur der interpretatorische Kunstgriff, um das verstörende Faktum einer *auf einmal da-stehenden*, quer durch eine ganze Stadt verlaufenden Mauer als sinnvoll zu rechtfertigen.

Auch ein dem Umfang nach großes und gut gesichertes Wissen ist nicht gefeit gegen das Irritierende eines derart unwahrscheinlichen Bauwerks. Sicher scheint nur, daß sich immer neue Mutmaßungen entspinnen, und das gilt nicht nur mit Blick auf die weltgeschichtlichen Großlagen. Die Mauer ist auch im unspektakulären Alltag präsent. Die Mutmaßungen über das Leben im „Schatten der Mauer“ scheinen dabei noch stärker vom *Direkt-Kontakt* mit der Mauer bestimmt, beginnen sie doch typischerweise unter dem Eindruck der Massivität und Unmißverständlichkeit der Mauer. Doch fast schon im gleichen Moment kippt das Nachdenken in eine Haltung, die die „Mauer nicht (an)erkennt“ und eine *Heuristik des Abweichens* praktiziert: „Was wäre aus mir geworden“ so der Beleg zu einer generellen Situation aus Peter Schneiders Erzählung, „wie würde ich denken, wie sähe ich aus, wenn.“<sup>8</sup> Das „Wenn“ bleibt Ellipse, ist im Kontext der Zensur auch eine Unaussprechlichkeit. Konträr zur geplanten Funktion als Sperrwerk gebiert die Festigkeit der Mauer ausgerechnet, was sie doch verhindern sollte: *alternative Geschichten*. „Was wäre aus mir geworden, wie würde ich denken, wie sähe ich aus, wenn“ - mein Leben auf der anderen Seite der Mauer verlief.

Natürlich droht an dieser Stelle, wo man nicht nur die Irritation konstatiert, sondern der produktiven Kraft der Objekt-Qualitäten des Bauwerks nachspüren will, eine Mystifikation. Unterderhand droht die Mauer zum magischen Objekt zu werden, dessen geheimnisvolle Kräfte man nur zu bereitwillig an allen möglichen Orten am Werk glaubt. Unstreitig kein Fall von Magie-Glauben ist jedoch die Feststellung, daß von der gegenständlich-realen Mauer aus ein *nahtloser Übergang* stattfindet in eine unglaubliche Zahl von

Ereignissen, Verhaltensweisen und Effekten. Die Mauer war ein hochvariables „Drehbuch“: gut für alle möglichen Vorkommnisse und Geschichten, offizielle und inoffizielle, und offen für feste Inszenierungen wie Stegreifaufführungen. „Die Mauer spricht - The Wall Speaks“, aber das ist nur der Titel eines internationalen Bildbandes über die Mauer-Graffiti.<sup>9</sup>

Der nahtlose Übergang von einem ebenso konkreten wie rätselhaften Artefakt in seinen kulturellen Zusammenhang hinein läßt sich durch Beispiele belegen. Daß die Mauer in allen Geschichten Thema ist, ist trivial. Hier tritt die Mauer an die Stelle der fehlenden Autornamen und avanciert so selber zum Geschichtengenerator.

So wird berichtet, daß anlässlich des Berlin-Jubiläums im Jahr 1987 neue S-Bahn-Übersichtspläne aufgehängt wurden. Auf diesen Karten stieß Ost-Berlin direkt an Potsdam an. Die *andere* Seite, die verbotene Zone, gab es nicht - obwohl man allseits wußte, daß im Osten bevorzugt West-Medien konsumiert, und damit, genau genommen, Sendungen aus diesem Nichts empfangen wurden. Doch die Kartographie der Mauer hat sich davon nicht beirren lassen: Vielleicht auch deshalb, weil diese Pläne ältere Karten ersetzt haben, in denen die andere Seite der Mauer weder ausgespart noch im Maßstab verzerrt wurde. Der Westen war auf den alten Karten vielmehr - ganz wie jene phantastischen Landkarten über die terra incognita - in einfaches Beige mit grünen Einsprengseln eingefärbt. Möglicherweise war auch die farbig schraffierte Fläche noch zu suggestiv. War hier Wüste? Gab es Oasen?<sup>10</sup> Vielleicht war sie zu sehr noch eine Aufforderung, das mit einer Mauer zu tun, wozu sie uns provoziert: nämlich sie zu überqueren, um zu sehen, wie es auf der anderen Seite ist. In einem anderen Zusammenhang mußte die Mauer - und zwar das gegenständlich-massive Bauwerk! - als nicht-vorhanden inszeniert werden. Anlaß waren die Kontrollfahrten der West-Alliierten in den eigentlich auch ihnen unterstehenden Ost-Teil der Stadt. Da die Mauer *als einseitige Maßnahme* jedoch schwerlich mit einer *gemeinsamen* Souveränität über die ganze Stadt vereinbar war, durfte sie eigentlich auch gar nicht vorhanden sein: Folgerichtig war die Fahrt so durchzuführen, daß sie an keiner Stelle durch die Mauer gestört wurde. Natürlich waren für die Durchquerung des Sperrwerkes - selbst am Checkpoint Charly - Tempo-Reduzierungen unvermeidlich. Doch man hat sie so arrangiert, daß es aussah, als werde die Fahrt nur aus Rücksicht auf die militärischen Großrituale verlangsamt.

Der Fall der Mauer liegt nicht lange zurück, und ich kann mich deshalb an Ihr Gedächtnis wenden. Erinnern Sie sich, wie es war? Nun, eigentlich nicht anders als am Anfang, beim Bau der Mauer. Die Erbauer hatten ihr Werk nicht im Griff. Natürlich hatte

man im Angesicht der prekären politischen Lage über alles ausführlich beraten und alle Möglichkeiten durchdacht. Und doch, so heißt es - und ich bin sicher, Sie erinnern sich auch -, fiel die Mauer aufgrund eines Versehens, vielleicht sogar wegen eines Versprechers. Man hatte einen Abgesandten vor die Presse geschickt, der die neuen Beschlüsse ordnungsgemäß verkünden sollte. Doch dieser scheinbar einfache Vorgang hatte einen ungeplanten Verlauf genommen. Alles was der Bote auf Nachfragen später zu sagen mußte, war, daß er unter dem Druck der Situation nicht mehr dazu gekommen sei, die ihm aufgetragenen Meldungen noch einmal vor Sendebeginn durchzulesen. Fest steht: Das Politbüro schickt - es ist der 9. November 1989, kurz vor 19 Uhr - den Ost-Berliner SED-Bezirkschef Günter Schabowski in die Pressekonferenz, um die neuen Bestimmungen für „Privatreisen ins Ausland“ zu verkünden - und zwei Stunden später war die Mauer auf. Keiner der Verantwortlichen hatte es gewollt, kaum jemand für möglich gehalten, und doch war *irgendwie die Mauer gefallen*. Und auch hierfür ist der *inoffizielle* Kommentar vielleicht der treffendere: „Wahnsinn“ soll in den ersten Tagen auf den Straßen und in den Kneipen das meistgehörte Wort gewesen sein. Wie hätte man sonst mit der Tatsache fertig werden sollen, daß das Jahrhundert-Symbol der Mauer durch ein „kolossales Mißverständnis“ zu Fall gebracht worden war?

Inzwischen, und welche Steigerung liegt hier vor, ist die Mauer nicht mehr nur durchlässig. Sie scheint vollständig verschwunden. „Keiner weiß mehr, wo die Mauer wirklich war.“ Daß die Mauer so schnell und so vollkommen verschwunden ist, daß sie als reales Objekt nicht mehr existiert, kann jetzt nicht mehr wirklich überraschen. Doch wie hat man das bewerkstelligen können? Bei einem Objekt von diesen Ausmaßen?

Natürlich gab es die Mauerspechte. Parallel, und mit größerem Gerät, hatte bereits ab Dezember 1989 die DDR-Außenhandelsfirma „Limex-Bau Export-Import“ mit Verkauf und Vermarktung begonnen. Nach der ersten erkennbaren Marktsättigung übernahmen westliche Abrißfirmen - schließlich auch die Bundeswehr - das Schleifen der Mauer. Brauchbares Material soll den Weg in Schrebergärten und auf Hundepätze gefunden haben. Beton wurde zu Schotter gemahlen. Als fast schon nichts mehr übrig war von der Mauer, erinnerte man sich an die sogenannte „Pflicht zu Gedenken“: Aber wie soll man sich an ein „Symbol“ erinnern, wenn es nicht mehr vorhanden ist? Die Politik rief die Kunst, vielleicht sollte man genauer sagen: das Museum auf den Plan: Walter Momper, Bürgermeister in Westberlin im Jahr 1989/90, griff als einer der ersten zur Parole von der „Mauer als Kunstwerk“: Und nach vielen Diskussionen entschied man sich, ein 70 Meter langes Mauerstück an der Bernauer Straße in der Form einer künstlerischen Installation zu rekonstruieren. Am

13. August 1998 ist es schließlich als „Mahnmal“ eingeweiht worden. „Es ist wichtig“, so Walter Momper fast 10 Jahre früher, noch als Regierender Bürgermeister, „daß man sich an die Mauer erinnert, als steingewordenes Symbol politischen Versagens. Aber auch daran, wie die Menschen sich - zwangsweise - an sie gewöhnten [...], indem sie sie bemalten. Kunst gegen Beton. Die Kunst hat gewonnen.“<sup>11</sup>

So war - und ist - alles geregelt. Auch hier hat am Ende die KUNST *als das Bessere* gesiegt. Der Kunst - und das sagt viel über den Niedergang einer einstmals selber *irritationsstarken* Instanz - traute man (noch) mehr zu, als dem simplen Abriß. Die Mauer verschwindet - und bevor man der Lücke gewahr wird, bietet die Kunst an, die *eigenen* Objekte an deren Stelle zu setzen: z.B. „einhundertzwanzig Kaninchensilhouetten aus Bronze“. Das sieht zumindest ein als „Sieger“ ausgezeichnete Beitrag eines Kunstwettbewerbs vor, den die Berliner Senatsbauverwaltung 1996 ausgeschrieben hatte. Wird er verwirklicht, sollen am ehemaligen Grenzübergang Chausseestraße in Fahrbahn und Bürgersteig diese Kaninchensilhouetten eingelassen werden: „als ein im Osten beliebtes Symbol der Unterwanderung des Grenzstreifens, - wie die Künstlerin erläuterte.“<sup>12</sup>

Von offizieller Seite scheint jedes Interesse an der Erhaltung der Mauer als Realie zu fehlen. Man wird womöglich erst sehr viel später wieder auf sie stoßen. Vielleicht in Paris oder Los Angeles, wenn man einmal eines der auch dorthin verkauften Mauersegmente finden wird, und sich dann fragt, was dies für eine Scherbe sein mag.<sup>13</sup> Ob man herausfinden wird, daß es sich hier um ein „deutsches Altertum“, um eine „deutsche Antiquität“ handelt? Gut möglich, daß ein neuerliches Interesse an der Großen Berliner Mauer diesen Umweg wird machen müssen. Es sei denn, und das ist jetzt die letzte meiner „Schtories“, daß ein Projekt Wirklichkeit wird, das erst kurz vor Weihnachten 1998 durch einen Spiegel-Artikel bekannt wurde. Ehemalige Grenzsoldaten haben den „Militärhistorischen Verein Eisenach“ gegründet. Motiv ist die in ihren Augen falsche offizielle Gedenkpolitik: „Wo sogenannte Geschichtsaufarbeiter, Juristen und Grenz museumsbetreiber unsere Vergangenheit aufarbeiten“ - so der Sprecher der noch kleinen Truppe - sei es dringend geboten, „die Wahrheit“ über die Vergangenheit „darzulegen“. „Darlegen“ müßte genauer heißen: Aufbauen oder Wieder-aufbauen. Einziges Ziel des Vereins ist nämlich der stückweise Wiederaufbau der Mauer. Als Bauplatz ist ein bereits gekauftes, ehemaliges Übungsgelände der Nationalen Volksarmee vorgesehen. Der Unterhalt soll, so die Mauer erst einmal steht, durch „Militärtourismus“ finanziert werden.<sup>14</sup>

Wahrscheinlich haben Sie diese Geschichten amüsiert, vielleicht aber - und dagegen ist noch ein letzter

Einwand zu machen - sind diese Geschichten als *bloß* amüsant erschienen. Schließlich sind es nur Funde, Memorabilien, Kuriosa, Anekdoten. Kleine Genres, die nicht sonderlich viel gelten im Kanon der literarischen Formen. Doch sie haben einen jederzeit nachprüfbar Vorteil: Sie haften, an der Mauer und im Gedächtnis. Hinzu kommt, daß man diese Geschichten nicht im Museum der etablierten Autoren und Werke findet. Sie verweisen vielmehr auf jenen imaginären, aber gleichwohl unverzichtbaren Ort, an dem Literatur überhaupt erst und immer wieder neu *entsteht*. Ohne diesen allgegenwärtigen, nie genau zu fixierenden Ort wäre die Literatur noch mehr auf einen einmal anerkannten Bestand an Formen, Genres und Werken begrenzt. An diesem Ort gibt es - per definitionem - weder Ausstellungsvitrinen noch allwissende Experten. Kürzer: man ist auf die *literarische Urteilskraft* angewiesen. Nur sie kann entscheiden, ob es sich bei den hier auftauchenden Produkten um Literatur handelt oder nicht.

Die aus der Präsenz der Mauer entspringenden Geschichten sind - zugegeben - keine elaborierten Romane oder Gedichte. Sie sind nicht einmal klar geschieden nach Fiktion und Realität, genauer: sie halten sich nicht an das vertraute Muster. Aber vielleicht

sind es gerade solche Eigenschaften, die zu ihrer literarischen Weiterverarbeitung anregen können. Inzwischen gilt es *zu schätzen*, was vorhanden ist: Einfache Geschichten, *simple storys*. Genau so hat Ingo Schulze bekanntlich sein Buch über die „ost-deutsche Provinz“ genannt. Simple storys - und „storys“ in der deutschen, also *falschen* Pluralbildung. Ist das nicht auch hier das passende Genre? Auch hier könnte eine Poetik vorliegen, deren Qualität über eine erste Unscheinbarkeit hinausreicht. Und dies wäre dann eine Poetik, die in der irritierenden Gegenständlichkeit der *Mauer* eine treibende Kraft unserer Literatur anzuerkennen hat.

NIKOLAUS WEGMANN

Privatdozent für Neuere Deutsche Literatur; vertritt z.Z. einen Lehrstuhl an der Universität zu Köln. Studium in Bielefeld und Ithaca, N.Y. (Cornell University). Arbeitsschwerpunkte: Literaturgeschichte, Theorie und Geschichte intellektueller Techniken, Literaturtheorie, Wissenschaftsgeschichte, Mediengeschichte. Zuletzt ist erschienen: *Bücherlabyrinth. Suchen und Finden im alexandrinischen Zeitalter*. Köln: Böhlau 2000.

<sup>1</sup> Fund aus Duncan Smith: *Walls and Mirrors. Western Representations of Really Existing Socialism in the German Democratic Republic*. Lanham: UP of America 1988. Die Übersetzung ist von mir. D. Smith nennt keine Quelle für sein Zitat.

<sup>2</sup> Fischer, Gerd: *Wer schweigt - wird schuldig. Schriftsteller baten die UNO um Hilfe: Pocht das Gewissen nicht lauter?* In: *Die Mauer oder der 13. August*. Hrsg. v. Hans Werner Richter. Reinbek: rororo aktuell 1961. S. 129-131. Hier S. 129.

<sup>3</sup> Schneider, Peter: *Der Mauerspringer*. Reinbek: Rowohlt 1995 (Orig. 1982). S. 12.

<sup>4</sup> Interview vom 3. Mai 1974. Hinweis und Zitat aus: Wyden, Peter: *Die Mauer war unser Schicksal*. Berlin: Rowohlt 1995 (Orig. 1989). S. 336.

<sup>5</sup> „An ever increasing metaphorization“ konstatiert Wulf Koepke: *The Invisible Wall*. In: *The Berlin Wall. Representations and Perspectives*. Hrsg. v. Ernst Schürer u.a. New York u.a.: Lang 1996 (=Studies in Modern German Literature vol.79). S. 74.

<sup>6</sup> Daten aus Wyden, Peter: *Die Mauer war unser Schicksal*. S. 328 und S. 347.

<sup>7</sup> Charms, Daniil: *Die Kunst ist ein Schrank. Aus den Notizbüchern 1924-1940*. Berlin 1992. S. 91

<sup>8</sup> Schneider, P.: *Mauerspringer*. S. 15.

<sup>9</sup> Hildebrandt, Rainer: *Die Mauer spricht. The Wall speaks*. Berlin: Haus am Checkpoint Charlie. 3. erg. Aufl. 1983.

<sup>10</sup> Diese und die folgenden Angaben sind entnommen aus dem *Bericht der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“*, Neun Bände in 18 Teilbänden. Fft/M: Nomos/Suhrkamp 1995. Bd. V,1 (=Protokoll der 46. Sitzung). Bes. S. 27-33.

<sup>11</sup> Momper, Walter: *Vorwort* zu: Kuzdas, Heinz J.: *Berliner Mauer Kunst*. Berlin: Elefanten Press 1990. S. 4.

<sup>12</sup> Fund aus der FAZ vom 20.9.1996. S. 41 („Kaninchentrick“).

<sup>13</sup> So Cees Noteboom melancholisch über sein Verhältnis zu Berlin. Noteboom, C.: *Berlin, Baustelle*. In: Die ZEIT vom 12.12.1997. S. 10

<sup>14</sup> Alle Zitate, auch die O-Töne, aus: Hielscher, Almut: *Abenteuer Osten*. In: Der Spiegel 53 (1998). S. 43.